

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Endlich kam Jan an die Fortezza. Von deren Wällen und Türmen blitzte es noch mutig. Aber ringsum in einem gewaltigen Kreise standen die kaiserlichen Geschütze, und die Wirkung ihrer Kugeln war so stark, daß man sah, wie die Mauern langsam zerfielen wie Erdwälle im Wollenbruch.

Jan fand sein Regiment und seinen General Aldringen.

„Werth,“ rief der, „du hängst das Maul, daß der Rapp' fast drauftritt. Sei vergnügt. Reischach ist tot. Kriegst dein Regiment, Herr Oberst.“

„Wofür? Weil mir ein Verräter in die Arme lief?“

„Und diese sechs Monate vor Mantua rechnest du für nichts?“

„Lappalien. Sagt, stürmen wir?“

Der General nahm sein Roß fester in die Hand, eine Bombe schlug zehn Schritt vor ihm ein.

„Stürmen, Oberst? — Ma — no. Glaub's nicht. Steht die Maria, Duchessa di Reibel, drin. Gravidia nepote della Maestà la Imperatrice Leonora.“

Jan wurde bleich.

„Sei froh, Werth, daß es ein Ende hat.“

„Gabe ich Urlaub?“

„Gern“ — der General lachte — „halt dich zu bei der Deute.“

Der neue Oberst winkte seine Reiter davon. Die raffelten los. Es ging ans Plündern, wer weiß, wie lang. Freiheit lebt!

Jan ritt langsam zu Gasezzos Quartier zurück. Man ließ ihn ein. Vor einer mächtigen, bemalten Holzstür, die ein Gesims von poliertem numidischen Marmor krönte, stand eine Wache. Da mußten Goldstücke springen, denn der General hatte verboten —! Schon gut, schon gut. Jan drehte den Türknebel mit einem Rud herum und blickte gerade in die erstaunten Augen Durantes, der in einem Lehnstuhl saß. Der Franzose machte einen Versuch aufzustehn und sah sich rasch um — vielleicht nach einer Waffe. Aber Jan winkte mit der Hand, schleifte einen Stuhl herbei, ließ sich rittlings darauf und legte das Kinn auf die Lehne.

„Guten Tag, Herr Durante,“ sagte er.

„Ich bin Gefangener des —“

„Ja,“ sagte Jan und klappete den Mund auf und zu.

„Außerdem bin ich verwundet!“

„Meint Ihr, ich will Euch morden? Ich bin kein Fran-“

sofe. Durante lächelte höhnisch und sagte:

„Also wollt Ihr mir einen Krankenbesuch machen?“

„Ja, und ein wenig mit Euch plaudern.“ Er kniff die Augen zu. „Den Damen geht es hoffentlich gut?“

„Den Damen? Ich denke, wir kennen nur eine Dame und ein Kammerlädchen?“

„Da irt Ihr, mein Herr. Eine Dame ist die Gräfin Spaure, die andere ist die Verlobte des Obersten Werth.“

„Ah so.“

„Beliebt es Euch, meine höfliche Frage zu beantworten?“

„Ihr begreift, daß ich mich erst jetzt der — anderen Dame mehr widmen kann, nachdem ich weiß, daß sie Eure Verlobte ist. Was die Gräfin Spaure betrifft, so schrieb mir der Herr Kardinal, wenn ich mich nicht täusche, daß sie beabsichtige, den Herrn Zussac zu heiraten.“ Durante lächelte. „Einen Herrn von altem Adel, trotz seiner achtundsiebzig Jahre noch recht rüstig, wenn er auch ohne Vermögen ist.“

Jan klopfte mit den Hacken auf.

„Erstaunt Euch das?“ fuhr Durante fort. „Man hat Exempel, daß junge Damen gerade an alten Herren Gefallen finden, von denen die Matronen in den Salons erzählen, ein wie galanter Kavallerier er in seiner Jugend gewesen. Und zudem wird sie nicht ewig im Kloster leben wollen, denn ich hoffe, Ihr wißt —“

„Zackerbombenundstöh!“ schrie Jan und sprang auf. „Verkuppeln an einen Wüstling — das arme Kind! Regt sich denn in Eurer Brust der Ekel nicht?“

„Aber verzeiht, vielleicht entschließe ich mich noch, sie zu heiraten.“

„Wie?“

„Und Ihr müßt zugeben, daß ich nicht aussehe wie ein Wüstling.“ Er klopfte mit dem Knöchel auf die Sessellehne. Ein Soldat trat ein. „Du kennst den Befehl des Generals, niemand zu mir zu lassen!“

„Kerl, hinaus!“ rief Jan und fuhr auf den Soldaten los.

„Nein, Herr Durante, Ihr müßt Euch schon danken schicken, daß ich so lange mit Euch spreche, wie mir gefällig ist. Ich habe eine Frage: „Gibt es nichts, was Euch veranlassen könnte, die Damen, von denen wir sprechen, freizulassen — nach Holland hin?“

„Nein. Ich verfüge nicht über sie.“

„Ihr könnt es. Also antwortet.“

„Ich habe keine Antwort.“

„Gut. Ihr erinnert Euch, daß ich leidlich gewandt mit dem Degen bin (Durantes Gesicht rötete sich), Ihr erinnert Euch auch, daß wir zwei einen gewissen Handel miteinander noch nicht abgeschlossen haben. Nun gut. Ich will auf meine Rechte verzichten, aber gebt die Damen frei. Versteht Ihr? Ich verzichte.“

„Aber nicht ich.“

„Dann wißt —“ Jan trat dicht vor seinen Feind.

„Ihr braucht mir nichts mehr zu sagen“, unterbrach ihn Durante. „Wünscht Ihr sonst noch etwas?“

„Ja. Eure Gefangenschaft wird eines Tages ein Ende

haben. Gebt mir Euer Wort als Kavaliere, daß Ihr an diesem Tage mich benachrichtigt und eine Woche auf mich wartet?"

„Kavaliereparole!“

„Ich danke Euch.“

Und Jan machte lehrte und warf die Tür hinter sich zu. Um die Fortezza donnerten noch die Kanonen. Gerade recht so. Jan stieg in den Sattel. Jetzt stürmen können! Seine Wut toben lassen! Schreien, schießen, stechen! Marie-Anne heiratet einen Wüstling — oder einen Scharken. Eine herrliche Welt! Was geht's dich an, wen Marie-Anne heiratet. „Nichts,“ zischte Jan grimmig, „nichts!“ Woher aber der Schmerz in der Brust, der würgende Ekel in der Kehle? Frag' nicht, Jan.

Um ihn tobte die Soldateska. Das Heer hatte wie ein wüster, schmutziger Strom die niedergeworfene Stadt überschwemmt. Ganze Kompagnien, betrunken und blutdürstig, taumelten in die Häuser und wieder heraus. Weh dem Menschen, der sich noch nicht zum Tabernakel geslüchtet hatte.

Man forderte und fragte nicht mehr. Zerchlug und zerfetzte Leiber und Vorhänge, Polster und Gemälde. Mit Aexten zerhieb man marmorne Treppen und Kamine, nur um Krachen zu hören, Splittern und Brechen. Flammen liebte man besonders. In jeder Gasse brannte es. Unter funkenprühenden Dächern lagen Soldaten mit offenen Mäulern um eine Weintonne, die man gefunden hatte. Ihr wüstes Gelächter begrub zusammensinkendes Gebälk. Andere schütteten ihre Pulverhörner zwischen die Delfässer in den alten Gewölben aus und warfen brennende Dunten auf den glühenden schwarzen Haufen; die Soldaten wurden gesotten wie Fische. Eine Dirne, die sich zu früh den wahnsinnigen Kriegern genähert hatte, zwang man, nackt im Kreise zu galoppieren, wie ein Pferd zu wiehern, in dessen die Spitzen von Kürassierdegen sie anfeuernten. Sie brach zusammen und man ließ sie blutbeckt im Schmutz liegen.

Ueber dem allen lag eine wütende Junifonne mit ihrem glänzenden Leib und preschte die Wolken von Pulverqualm, Branddampf, Blutdunst, die aufstiegen, wieder in die Stadt hinein. Diese Wolken hatten einen fürchterlichen, betäubenden Geruch, der berauschte. Jan fand einige seiner Leute und hörte von ihnen, daß die Fortezza übergeben sei. Sie zeigten Hände voll Goldstücke und schlugen auf ihre Taschen, die von Gold- und Silbergeräten gebauscht waren. Einer hatte das Staatskleid irgend einer vornehmen Dame über seine schmutzige Uniform gezogen; alles jubelte über seine Tänze.

Gott, weshalb sollte ich's nicht nehmen? dachte Jan. In einer Seitengasse stand ein düsteres Haus mit zwei Reihen gotischer Fenstern. Es schien von den Plünderern noch verschont. Aber als er hineinkam, fand er Truhe und Schränke zerchlagen; aus dem oberen Stockwerk drang Lärm. Jan stieg hinauf und sah zwei Kerle ein sich windendes Weib festhalten. Der dabei stand, war Bolini. Jan packte ihn beim Genick und stieß ihn zu Boden. Seine Wut brach los.

„Zaderbombenundflöh! Du Verräter! Mäudiger Hund! Du, in Mantua? Ich will dir deinen Judaslohn in den Hals stopfen, daß du erstichst!“

Bolini überstülpte sich wie eine Katze und stand wieder aufrecht, die Hand am Degen.

„Ich bin Soldat — wie Ihr!“

„Mantua verraten, und noch plündern helfen? Hinaus!“

„Ich diene in Eurem Regiment; der General hat es mir zugestanden. Ich habe Euch emporggebracht! Und Ihr?“

„In meinem Regiment? Du, in meinem ehrlichen Regiment? Fort oder — zum Fenster hinaus!“

„Ihr habt kein Recht —“

Jan packte ihn, schleifte ihn zur Tür und warf ihn die Treppe hinunter. Seine zwei Kerle stolperten ihm nach.

Inmitten des Zimmers saß auf dem Fußboden ein schönes, blaßes Mädchen, das vor sich hinstarrte und von tränenlosem Weinen geschüttelt wurde.

„Sucht meine Mannschaft zusammen“, rief Jan. „Posten vor das Thor. Hier ist mein Quartier. Und Wein schaff her!“

Seine Soldaten rasselten davon.

„Ihr mögt mir glauben, edle Dame, das Plündern ist mir vergangen, seit ich mit so Dreckskerlen Kompagnie machen muß. Saubere Zeiten, und ich möchte nicht, daß mein Mädchen an Eurer Stelle wäre. Ich hoffe zwar, sie würde in solchem Falle ein wenig klüger sein und rechtzeitig in die Kirche flüchten. Aber der liebe Gott hat nicht alle gleichmäßig bedacht. Als ich in Holland diente, hatte ich einen Kerl

im Kornett, der war so dumm, daß er den Krieg als einen guten Scherz ansah. Als er sich in einem Gefecht den Feinden gegenüber sah, lachte er sie an, denn er glaubte nicht, daß es Ernst wäre. Sie haben ihn totgeschossen wegen seiner Dummheit, womit ich Euch nur ein Exempel erzählen wollte. Aber steht auf, ich bitte Euch. Hier ist ein Sessel. Wenn auch jetzt dieses Haus mir gehört, so erlaube ich Euch gern, vorläufig hier zu wohnen. Ich bin gegen Damen mein Lebtag höflich gewesen. Also steht auf.“

Aber die Dame schrie auf, als er sie anfassen wollte.

„Was wollt Ihr von mir?“

„Mein Fräulein,“ rief Jan, „ich bin der Oberst Jan de Werth, Zaderbombenundflöh, und Ihr steht unter meinem Schutz.“

Und er packte sie und setzte sie auf einen Stuhl.

„Habt Ihr den Bolini erstochen?“ fragte sie heiser und mit vorgeneigtem Kopf.

„Meinen Degen mit solchem Blut beschmugen —?“

„Dann hängt ihn auf. Er ist der größte Schuft von ganz Mantua.“ Ihre Worte zischten und pfliffen wie Kugeln.

„Er hat mir nachgestellt, schon immer. Einmal hat er sich in meinem Hause versteckt. Ich habe ihn geschlagen. Heute kommt er: „Ich habe Mantua erobert!“ schreit er. Und bringt seine Hächer mit. Ich konnte mich nicht mehr wehren. Ihr habt mich gerettet. Dank! Dank!“ Sie glitt von ihrem Sitz und lag auf den Knien, die Hände gefaltet und das bleiche, erregte Antlitz erhoben, die Lippen weit geöffnet, auf denen noch das Blut der zornigen Scham stand.

Jan stand auf, und sein Gesicht rötete sich.

„Oh,“ sagte er, „ich bitte, erhebt Euch.“

In der Tür stand der Wachtmeister Schulte, in beiden Händen die Hentel einer kupfernen Conca, in der roter Wein schwankte.

„Schulte,“ rief Jan, „hier ist mein Quartier.“

Der Wachtmeister, der kaum auf den Beinen stehen konnte, lachte so gewaltig, daß er den Wein verschüttete.

„Hahaha, hohoho!“

„Sei' hin. Schaff' Becher her! Weißt du, wo General Aldringhen quartiert?“

„Im Schloß. Hahaha. Habe ich dir nicht gesagt — hohoho — daß der Krieg ein wader, lustig Geschäft ist? Freilich, schöne Dame, habe ich ihm das gesagt. Aber er ist mir ans Leben gegangen. Mit scharfem Stahle, mit grausamer Klinge, wie's im Liede heißt, hat er mich bedrängt und in mein Ohr ein Loch gemacht. Hahaha! Trinkt, schöne Jungfrau!“

„Ich werde dir das Ohr ganz abschneiden. Fort! Und sag's jedem, die Dame steht unter meinem Schutz!“

„Ja, Herzensoberst, sie steht unter deinem Schutz. Freilich unter deinem Schutz. Hahaha! Alles Scherz, Herr Oberst. Wachtmeister Schulte pariert Orber.“

Und er stand wie ein Rohr im Wind, glücklich lachend, Hand am Helm. Im Hinauschwanken lachte er:

„Du wirst noch Oberst, habe ich ihm gesagt, und er ist's geworden. Eine Seele von einem Oberst. In Stücke hauen lassen wir uns für ihn. Willst du Widerpart halten?“ schrie er einen Dragoner an, der ihm auf der Treppe begegnete, und krakeelte mit ihm davon.

Jan erfuhr, daß die Dame eine Waise war und sich vermessend hatte, ihr Erbe zu behaupten. Jan versprach sich schöne Abende mit ihr am Kamn, denn sie gefiel ihm. Vielleicht war sie ihm ein wenig zu sehr Blut. Die geringste Handlung von ihr dampfte von Leidenschaft. Aber wie er ihr sein Herz ausschüttete und von seinen zwei anderen Schützlingen und von Durante erzählte, von Durante — da hatte sie über diesen eine schreckliche Flut zorniger Worte ergossen, in der Durante, Bolini, diese zwei Namen, immer wieder auftauchten.

„Ja,“ sagte Jan, „und Bolini soll in meinem Regiment dienen. Vielleicht soll ich noch mit Durante in einem Bett schlafen.“

Und er verabschiedete sich mit vielen Kratzfüßen von der Dame und ritt nach dem Reggiopalast, wo Aldringhen quartieren sollte.

(Fortsetzung folgt)

Die wunderbare Errettung des Gefreiten Michael Huberle.

Von Kurt Kähler.

Die Geschichte von der wunderbaren Errettung meines Freundes, des Gefreiten Michael Huberle, die ich hier erzählen will, klingt ein wenig ungläubhaft. Ich bin sogar darauf gefaßt, daß es manchen geben wird, der es sich am Schluß energisch verbittet.

mit solchen Märchen beschäftigt zu werden. Wer ganz abgesehen davon, daß sich diese Geschichte nach durchaus gütigen dhyfikalischen Gesetzen abspielt, bitte ich doch, freundlichst zu bedenken, daß in dem uferlosen Gemoge der Kriegsergebnisse sich Tag um Tag die allermerkwürdigsten, unerwarteten und verblüffendsten Geschehnisse vollziehen, und daß der einzelne Dinge erst, von denen er im beschaulichen Frieden nicht zu träumen wagte. Und endlich soll man sich vorhalten, daß die Baunen des Schicksals, die guten und die bösen, Wendungen hervorzubringen können, weit überraschender, als sie die begrenzte Phantasie des menschlichen Gehirns zu erfinden vermag. Kurzum . . . das Abenteuerliche und alle Verwogenheiten des Zufalls sind wieder in die Welt eingezogen und was oft wie eine lustig erfundene Märchenfabel klingt, ist nichts weiter als ein ganz natürliches Bruchstückchen des ungeheuerlich verzwirgten und scheinbar verwirrteten kriegerischen Lebens.

Und auf die Gefahr hin, daß nach dieser etwas hochfahrenden Einleitung meine Geschichte unbedeutend erscheint, will ich nun von den Taten der wunderbaren Errettung des Gefreiten Michael Huberle aus den Händen der Franzosen erzählen.

Michael Huberle war Gefreiter in der 5. Kompanie eines Jägerbataillons, das in vorgeschobener Stellung im wunderschönen Hügelland der Champagne dicht vorm Feinde lag. Es war die Zeit, wo der Herbst alles Land mit flammendem Rot und braunem Gold und herrlich flackerndem Gelb verschwenderisch überschüttete, eine Zeit, in der man mit glühend genießenden Augen durch den prangenden Farbenjubil der Natur hätte schreiten können, wenn nicht die heulenden Schrapnells und die frachenden Granaten und die hunderttausend Gewehrschläge alle Freude der Seele in Angst und Todesnot gewandelt hätten. Zerwühlt war alles Ackerland, zertrümmert die Weinreben auf den Hügeln, verängstigt und verzweifelt hockten die Bauern in den Kellern ihrer zertrümmerten Häuser und viel hundert Schützengräben fürchteten sich durch Acker und Wiesen.

Schon viele Wochen lang lagen Deutsche und Franzosen einander gegenüber. Die Artillerie brüllte, das Gewehrfeuer bellte, aber Feind und Freund blieben in den Gräben und hinter den gedeckten Stellungen und es kam zu keinem Angriff.

Eines Tages beim Abend am frühen Morgen . . . die Sonne schien so frühlich, als sei der köstlichste Friede in der Welt . . . trat der Hauptmann vor seine 5. Kompanie. Freiwillige sollten vor. Die Batterien der Franzosen waren so gut verdeckt und so unauffindbar eingebaut, daß die Stellungen von einem fähigen Jäger erkundet werden sollten. Es war ein gefährliches Ding.

Viele traten vor, aber der Gefreite Michael Huberle war der erste, der vor dem Hauptmann stand.

Mit pfiffigem Lächeln machte sich Michael Huberle an die Vorbereitungen zu seinem Spaziergang ins feindliche Lager. Er verschwand in ein Bauernhaus und als er nach einer halben Stunde aus der Stalltür wieder heraus kam, erkannten ihn die Kameraden nicht. Denn aus Michael Huberle war ein altes, verhußeltes, vornüber gebeugtes französisches Bauernweib geworden, in ausgefranztem roten Rock und schwarzem Kragenmantel mit Kapuze, mit verbläuten roten Moosröschchen bedruckt, alles von ehrwürdigem Alter und sehr zweifelhafter Sauberkeit. In der rechten Hand hielt Michael Huberle einen Stock und mit der linken führte er an einer kurzen Leine eine Kuh, eine entseßlich abgemagerte, aus traurigen Augen blickt starrende Kuh, der die rotbunte Haut schlaff auf den Knochen lag. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick, lächerlich und tragisch zugleich. Das alte Weiblein war ungläublich echt, bis auf die Falten des schmerzlichen und jammervoll verzogenen Gesichts, bis auf das quälende und gequälte Französisch . . . verblüffend genau die Stimme eines traurigen, verstorbenen, einfältigen alten Weibes. Und wenn einer in der Kompanie war, der es noch nicht wußte . . . nun sah er es mit leibhaftigen Augen, daß Michael Huberle im Privatberuf ein fabelhafter Schauspieler war. Von irgend einem kleinen, verdeckten Provinztheater freilich nur, aber doch ein verblüffendes Talent. Und es erwies sich hier wiederum, daß kein Talent für den Krieg ungenützt zu bleiben braucht.

„Kerl! Mensch! Huberle!“ schrie der Feldwebel, nachdem Huberle sich zu erkennen gegeben hatte. „So wollen Sie los? Ohne Waffen? Himmel Herrgott!“

Huberle lächelte und schob einen Schlag an der Seite des roten Hodens auseinander. Da blitzte weiß und blank das Seitengewehr.

„Na dann in Gottes Namen!“

Michael Huberle, das verhußelte alte Franzosenweiblein mit der mageren Kuh an der Seite, zog los. Auf weiten Umwegen, da er die Gräben der Infanterie nach Möglichkeit umgehen wollte, schob er sich langsam an die feindlichen Stellungen heran. Es dauerte nicht lange, da wurde er von einer französischen Patrouille, die mit den Köpfen aus dem Ende eines Grabens hervorlugte, angerufen. Es waren 5 oder 6 Mann. Unerwartet ging Huberle auf die Franzosen los, zog die widerstrebende Kuh hinter sich her, schwatzte schon von weitem allerlei jammervolles Zeug und zeigte getrennt auf das magere Vieh. Ach die Preußen! Ach die Barbaren! Der Mann als Franktireur totgeschossen, das und Gut verbrannt, selber halb tot gepöblt, nur die Kuh, die war übrig geblieben, zwei Liter Milch gab das alte Vieh nur noch täglich. Ach, der Jammer! Und das alte Weiblein heulte und schluchzte so erbarmungswürdig, daß den mittelbigen Franzosen das Herz

unterm blauen Soldatenrock schmolz, und Huberle hörte einen von ihnen, einen zarten kleinen Kerl mit einem blauen feinen Mädchen Gesicht, noch weinen, als er schon längst weiter trottete und sich heimlich grinsend nach den feindlichen Stellungen umsah. Die Sonne stürzte golden vom Himmel, in herrlicher Klarheit lag das schöne Land . . . Teufel auch, wenn es bei solchem Wetter nicht gelang, die Batteriestellungen der Franzosen bis ins Kleinste zu erkunden. Und wer sollte einem verhungerten alten Weiblein und einer zähen Knochenkub, deren dicke Augen in trauriger Sanftmut glänzten, etwas zu Leide tun?

Mit einemmal, Huberle war längst hinter den französischen Infanteriegräben, tauchte ein ganzes Rudel roter Hosen vor ihm auf. Lachend und durcheinanderschwabend umringten sie ihn und klopfen wohlwollend auf die knochigen Hinterviertel der Kuh.

„Hallo, Großmutter, was für eine herrliche Kuh! Der haben wohl die verdammten Boches Milch und Blut zugleich abgezapft!“

„Ach, das ist was für unsern Suppentessel! Aber eh das Fleisch gar ist, ist der ganze Krieg aus!“

„Ober ist die Kuh für Monsieur Joffre bestimmt? Der hat genug zu lauen, Großmutter!“

Und sie hielten sich die Seiten vor Lachen. Das Weiblein greinte und erzählte aufs Neue die wehleidige Geschichte und dabei wanderten die Augen umher, so klink sie konnten. Da war ja, wundervoll und geradezu künstlerisch mit Tannenzweigen und Birkenzweigen eingedeckt, eine dieser verfluchten Batterien, die ihre glühenden Eisenwalzen so unauffindbar und so verderblich zu den Deutschen hinüberschickten.

„Jähes Fleisch ist besser als gar kein Fleisch!“ schrie ein junger Kanonier und riß heftig am Strid. „Gib deine alte Kuh her, du alte Kuh!“

Wieherndes Gelächter stob zum Himmel.

Lachend lief der Kanonier mit der Kuh davon. Die andern rannten ihm nach. Einer stieß mit dem Fuß nach den Schenkeln des Tieres, so heftig, daß die Kuh vor Schmerz aufbrüllte und mit den Hinterbeinen hoch in die Luft schlug. Inzwischen notierte das laut heulende Weiblein unter dem Tuch, mit dem sie die Tränen abwischte, die Stellung der Batterie. Dann lief sie eilig hinter den Soldaten her, flehte und schluchzte und bat bei allen Heiligen, ihr doch nicht die Kuh zu rauben, den ermseligen Rest ihrer ganzen Habe. O, die verdammten Preußen . . . die Barbaren . . . die Boches . . . sie hatten alles verbrannt, zertrümmert, getötet . . . nur die Kuh . . . die alte Kuh!

Aber die Franzosen hatten ihre Freude an der alten Kuh und an der Frau, die so gottsjämmerlich heulte. Das mühten sie alle sehen, die Leute an den Geschützen hinter den kunstvoll hergerichteten Laubvorhängen. Und so kam die Alte, der das Herz vor Freude im Leibe häppte, von Batterie zu batterie und fand Zeit genug, unbenutzt die Stellungen einzuzichnen.

Und schließlich gab man ihr die Kuh, der die Zunge weit aus dem Maule hing und deren verquollene Augen vor Angst und Mißbilligkeit trüben, zurück und trieb sie beide lachend davon.

„Lauf hin, Großmutter . . . zapf dir selber die Milch ab und Koch dir selber ein Suppchen aus der alten Knochen!“

Da aber schrie plötzlich einer der Franzosen laut und heß, daß es wie ein Blitz durch die Luft fuhr:

„Spion! Spion!“

Das alte Weiblein, sie stand gerade vor einer schmalen Kiste mit flachem Dach, drehte sich um und starrte entsetzt, mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin.

Da lag, zwei Meter entfernt, blüend in der herrlichen Sonne, das blanke, deutsche Seitengewehr, das sich vom Riemen gelöst hatte, lag auf dem grünen Boden und funkelte und lachte und versprühte weiße Blise. Der Franzose hatt etwas Messer aus dem Kleiderfächer fallen sehen . . . kein Zweifel.

„Spion! Spion!“

Schreiend, durcheinanderlärmend wie ein Rudel Spähen, die Häufte erhoben, einer das blanke Seitengewehr bedrohlich schwingend, umringten die Franzosen den armen Michael Huberle, der vor Schreck so völlig aus der Rolle gefallen war, daß er sein Weiblein vergaß und den Feinden mit seinem gewaltigen Organ auf deutsch entgegenbrüllte:

„Was wollt ihr!? He, was wollt ihr denn, ihr Hunde, ihr Freigelinge!“

Trohend schüttelte er die Faust, die den Strid hielt. Die Kuh stand mit gesenktem Kopf und ließ die Katastrophe ergehen über sich ergehen.

Michael Huberle gab sich verloren. Sieben, acht Franzosen gegen einen wehrlosen Deutschen . . . das war zu viel. Während rissen die Kerls an Rock und Kragenmantel und Kapuze, zerrten an seinen Armen und fauchten und bellten ihn wie verrückt an:

„Spion! Spion! Grender Spion!“

Wie Geschrei von hundert wütenden Krähen hatte es auf ihn niedergefallen.

Da geschah das Unerwartete, Ungeheuerliche, Unfassliche.

Ein Heulen kam von ferneher, anschwellend wie grimmiges Windwüten . . . eine Granate flog von den Deutschen herüber, unbarmherzig näherkommend wie ein hungriger Geier. Die Luft bebte und ächzte . . . es war unverkennbar: die jaulende, schreckliche Eisenwalze hatte es auf den Michael Huberle, die alte Kuh und die roten Hosen abgesehen.

Die Franzosen schauten erschrocken auf, schrien und warfen sich

auf die Erde. Die magere Kuh hob schwerfällig den Kopf, streckte den Hals und brüllte ihre jammervolle Angst in die aufgestörte Atmosphäre. Michael Huberle stand in Schreck erstarrt und sah die Bilder seines Lebens, die guten und die schlimmen, in atemlosem Wirbel vor seiner dem Tod verfallenen Seele vorüberziehen . . . wie das immer ist, wenn die erschrockene Seele weiß, in zwei Sekunden kommt das bittere Ende.

Michael Huberle sah noch, wie die Granate auf die Erde schlug, wie eine Wolke von Steinen, Eisenhagel und Dampf aus der Erde wie aus einem Höllenkrater herausbrach und sich vor die goldene Sonne legte, dann spürte er einen gewaltigen Schlag vor die Stirn . . . und dann war alles schwarz und still.

Als er nach ein paar Minuten die Augen wieder aufmachte, sah er auf einem Misthaufen jenseits der Kiste, in zerlegten Weiderledern, einen abgerissenen Strid in der Hand. Aus dem rechten Arm blutete es ein wenig, am linken Oberschenkel spürte er einen dumpfen Schmerz wie von einer Quetschung . . . weiter war ihm nichts geschehen. Der ungeheure Luftdruck der geplatzten Granate hatte ihn hochgehoben, wie einen Federball über das Dach der Kiste getragen und sorgsam auf den weichen Misthaufen niedergelegt.

Und auf der anderen Seite lagen die Franzosen und die Kuh, alles still und tot.

Michael Huberle überlegte den sonderbaren Fall nicht lange, sondern machte, daß er davon kam. Die feindlichen Batterien waren erkundet und eingezeichnet und noch am selben Tage brachten die deutschen Geschütze eine Stellung nach der anderen zum Schweigen.

Wenn er aber die Geschichte seiner wunderbaren Errettung aus den Händen der Franzosen erzählt, dann sieht er bei sämtlichen Leuten der 5. Kompagnie nur lachende Gesichter. Sie alle halten die Erzählung von dem unfreiwilligen Hopsler über die Kiste für einen großartigen Schwindel. Aber ich weiß, daß Michael Huberle ein wahrheitsliebender Mensch ist, weiß ferner, daß die Launen des Schicksals unberechenbar sind in Güte und Barm . . . warum sollte ich meinem Freunde Michael Huberle nicht glauben?

Vermischtes.

* Die Pariser Nachdrosche. In einem mehrtätigen Bildchen hält der Vlauderer des „Journal des Débats“, der Skizzen von dem Paris bei Kriegszeit entwirft, seine Aufmerksamkeit in einer Nachdrosche fest: Man hat sich bei einem Besuch verspätet und die letzte Untergrundbahn veräumt. Wir sind zwei, der eine wohnt auf dem Montmartre, der andere nahe am Montparnasse; wir befinden uns in einer Allee des Bois. Alles ist tiefstes Schweigen und grenzenlose Einsamkeit. Da hört man plötzlich in der Ferne ein leises Koffeln; es wächst an, wird rhythmischer; ein müder Fußschlag klopft auf dem Asphalt, und die Laternen eines Wagens tauchen auf aus der Dunkelheit. Gott sei Dank, eine Drosche. Sie ist alt, sehr alt; auch der Lenker ist ein betagter Mann, und sein Pferd von so durchsichtiger Schwächlichkeit, daß es sicherlich bereits mehrere Requisitionen als untauglich für den Heeresdienst und unbrauchbar zum Schlachten zurückgewiesen haben. Das Gefährt ist glücklicherweise leer, und wir veranlassen es ohne große Mühe zum Falten. Schützern bringen wir unsere Bitte an, daß der Reibe nach bis an die beiden Berge zu fahren, die das Bild der großen Stadt begrenzen. Der Kutscher in seinem Pelz macht das wütendste Gesicht von der Welt, und das Pferd streift uns mit einem so abnungsvollen Blick, daß man fast glauben möchte, es habe verstanden, worum es sich handelt, und frage nun vorwurfsvoll: „Und das verlangen Sie von mir, meine Herren?“ Doch der wackere Rosslenker willigt ein und wir besteigen das Gefährt. Allein folgen uns Alle: sie sind von einer unendlichen Länge, und man fürchtet, daß sie überhaupt nicht aufhören. Das Pferd lenkt vorsichtig Fuß um Fuß auf dem schmutzigen Pfaster; der alte Kasten rattert die eintönige Musik zu diesem langsamem Trott; er leuchtet und stöhnt in seinen Knochen. Wir werden durch und durch gerüttelt und sind doch an diese Art der Fortbewegung gar nicht mehr gewöhnt aus jenen glücklicheren Zeiten, da man nur im Auto fuhr. Ohne die dunklen Schattenspiele, die sich vor den trüben Fensterscheiben leicht hin und her bewegen, würde man glauben, man hätte eine Banne gehabt und sähe in einer unbeweglichen Drosche, deren Kutscher in einem tiefen Schlaf verfallen und der ein totes Pferd vorspannt ist. Aber schließlich kommt ja auch die Schnecke weiter, und so gelangen wir mit viel Geduld in die Stadt. Ja, Wunder des Wunders, wir kommen sogar bis zur Wohnung des einen, und nun muß der andere einsam die öde Weiterfahrt zurücklegen. Alles scheint gut zu gehen. Da, ein neues Unglück; man entdeckt, daß man nur noch einen 20-Francis-Schein bei sich hat. Die Frage, ob er wechseln könne, wußt der Kutscher mit einem so entschlossenen Nein zurück, als ob man ihm einen 1000-Francis-Schein hinhielte. Wie sollte er 20 Francis an einem Tage verdient haben! Aber der gute Mann weiß Rat: „Warum Sie! Wir fahren zu einem Tabakgeschäft; das hat noch offen.“ „Was? Um drei Viertel Zwölf?“ „Ja, am Boulevard Saint Michel!“ Und nun geht die Reise wieder los. Das Tabakgeschäft ist wirklich noch offen, weil es keine alkoholischen Getränke verkauft und daher nicht schließen muß; man wechselt und ich atme erleichtert auf. „O“, tröstet mich der Kutscher, „wenn

der nicht hätte wechseln können dann wären wir eben weitergefahren,“ und triumphierend fügt er hinzu: „Ich weiß noch ein Tabakgeschäft, das auf hat, in der Avenue Victor Hugo!“

Woher kommt der Name Landsknecht? Eine prächtige Episode der deutschen Kriegsgeschichte voll Männlichkeit und Kühnheit ist mit dem Namen der deutschen Landsknechte verbunden, die um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit die besten Soldaten waren und so manchem großen Herrn seine Siege erkämpften. Ein buntes Bild dieses deutschen Landsknechtsgeistes beschwören die trefflichen Lieder der Landsknechte heraus, die soeben in der Insel-Bücherei in einer schönen Ausgabe gesammelt sind. In einem Nachwort erläutert der Herausgeber, Dr. F. A. Hünich, auch den vielumstrittenen Namen „Landsknechte“, den man früher sogar von der eigentümlichen Waffe die er Krieger, der Wle oder Lanze, ableitete. Damit hat natürlich der Name nichts zu tun, Wanne und wo es zum ersten Male auftaucht, ist unbekannt; das früheste bisher ermittelte Zeugnis stammt aus dem Jahre 1476 und steht in der „Chronique deorraine“, wo von einer Anzahl „aventuriers lansquenets“ die Rede ist, die der Hauptmann Rudolf Barneher anführte. An dieser Stelle ergibt sich, daß der Landsknecht ursprünglich einen Knecht bedeutete, der „dem Lande dient“, ohne Rücksicht auf seine Herkunft. Erst nachträglich wurde durch die Verordnung Maximilians I. von 1495 der Name dahin ausgedeutet, daß er die deutschen Söldner bezeichnete, die aus den Landschaften im Reiche angeworben wurden. Der internationale „Reiselauser“ wurde dadurch zum deutschen Landsknecht.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Fisch mit Sauerkraut (Jede Fischart.) 1½ Pfd. Fisch, 1½ Pfd. Sauerkraut, ¼ Liter Milch, 1 Ei, 40 Gramm Mehl, Salz, 10 Gramm Fett. Fischreste und Sauerkraut werden in eine mit Fett ausgestrichene Auflaufform eingeschichtet, Milch, Mehl, Salz und Ei gut verrührt und darüber gegossen. Der Auflauf wird 20 Minuten im Bratofen gelb gebacken.

Büchertisch.

— Meister der Farbe. Gemälde moderner Meister in farbiger Wiedergabe. 12. Jahrgang 1915. Inhalt des Februarheftes: Sechs Werke von dem Malermeister Ludwig Kraus: Delfischer Bauer. Bauernstube. Trauben essender Faun. Bauernmädchen. Delfische Landschaft. Spaziergang (Skizze). Wonnemontpreis des Heftes 2 Mark. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

— Kunstwart. Erstes Märzheft. Kriegsausgabe zum halben Preis. (Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Vierteljährlich 2,25 Mk.) Das Heft eröffnet ein Gedicht von Artdolin Poler „Amfel, du Friedenslangerum“. Es folgen die größeren Aufsätze: Wilhelm Stapel, Der Kampf gegen Manchester. Paul Bröder, Justus Brindmann f. Paul Marius, Essentielle Unterhaltungsmusik in Deutschland. Gerhard Schelberow, Wir Skandinavier für Deutschland. Die „Losen Blätter“ geben eine Probe aus dem unter den Deutschen in Rußland spielenden Roman der Frances Rühps „Kinder der Liebe“. Aus der Mundschau heben wir hervor: Artur Bonus, Schöpfungszeiten. Gard Nibben, Zwei stille Bücher. Adolt Teutenbera, „Breusengeit“. Avenarius, Kreuze für Feldarbeiter. Christian Erwald von Kleist, Die Beschaffung von Panzergerät für Ostpreußen. Guten Tag, Anstalt usw. Die Winterbeilagen bringen die farbige Wiedergabe einer Winterlandschaft von Albert Windisch, ferner ein Duzend Beispiele von schlichten Kreuzen für Feldarbeiter nach Entwürfen aus der Rgl. Kunstakademie von Breslau. Als Notenbeilagen sind die Kompositionen zweier Klopstock'scher Vaterlandslieder von Glud mitgegeben.

Gleichklang-Rästel.

Manchem nur komm' ich gelegen,
Vielen mache ich Verdruß.
Svend' ich dem einen reichen Segen,
Biet' ich dem andern keinen Gruß.

Deut' mich anders, muß ich nennen
Einen Fluß im Bayerland.
Willst du noch die Mündung kennen,
Wand're nach der Donau Strand.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

P	A	U	L
A	D	R	A
U	R	A	N
L	A	N	G